In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 250 **Posen, den 30. Oktober 1929** **3. Jahrg.**



(10. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Ihr Blick wurde nachdenklich, dann plötzlich ganz hell und von heißer Gier durchströmt. Gott, daß ihr das nicht sofort eingefallen war. Es bot sich ihr eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, für jenen Morgen, an welchem sie die blonde Kleine in den Kissen seines Bettes schlafend gefunden hatte.

Der Zofe den Gürtel aus der Hand reißend, lief sie zum Telefon, riß an der Kurbel und nannte einen Namen. Ungeduldig wartete sie, bis endlich die Antwort kam.

„Hier Regisseur Karsten.“

„Guten Abend, mein Lieber! Hier Marion Tuney: Also — ich spiele.“

„Frau Marion!“ sie ließ den Hörer fallen, so hatte er hineingeschrien. Dann setzte sie ihn wieder ans Ohr.

„Mit Nikolaus Dimitri?“ rief Karstens Stimme.

„Natürlich, mit wem denn sonst? — Wann geht die Filmerei los?“

„Morgen vormittag 10 Uhr.“

„Gut! Ich komme also.“

„Sie scherzen nicht, Gnädigste?“

„Woher doch! — Mir ist es bitter ernst.“

„Frau Marion, hier am Apparat falle ich Ihnen zu Füßen und küsse Ihre Hände.“

„Sie komischer Mensch. Es ist doch noch früh genug, wenn ich morgen komme. Also auf Wiedersehen!“

Einen Augenblick stand sie reglos. Ein Lauern lag über ihrer ganzen Gestalt. Dann ballten sich ihre Hände: „Es gilt, Nikolaus Dimitri!“

Bis der Film zu Ende ist, habe ich dich um das letzte Quintchen Verstand gebracht, das du noch besitzest. Sie war sehr befriedigt, daß ihr die Lösung eingefallen war. Es würde sehr amüsant werden. Langweilig sicher nicht. Sie würde ihn schon aufrütteln. Er durfte gar nicht mehr zu sich selbst kommen. Und dann, wenn er ihrer wieder ganz sicher war, kam der Sturz in den Abgrund. Dort wollte sie ihn dann erbarmungslos liegen lassen. Sie fieberte dem anderen Morgen entgegen und mußte nochmals Brom nehmen, ehe sie sich abends schlafen legte.

Mit wirrem Kopf und etwas schmerzenden Gliedern erwachte sie.

Als sie am nächsten Morgen in das Filmatelier trat, herrschte dort bereits emsige Tätigkeit. Es wurde noch die letzte Hand an das große luxuriöse Zimmer gelegt, in welchem die erste Szene spielen sollte. Möbel wurden hereingeschoben, Teppiche ausgebreitet, der noch etwas leere Raum wurde in wenigen Minuten zu einer vornehmen, harmonischen Häuslichkeit.

Der Regisseur erschien und küßte Marion die Hand, der Operateur trat an seinen Platz. Die Lampen waren zum Anzünden fertig und die Schauspieler kostümiert.

Nikolaus Dimitri kam über den Vorraum. Er verneigte sich, ohne der Diva die Hand zu geben. Marion erschrak. Sie fühlte sich plötzlich ganz klein und wunschlos werden. Er war ja nur noch ein Schatten. Wenn sie mit ihm spielte, gab sie ihm den letzten Rest.

Von einem Zurück konnte jedoch keine Rede mehr sein und sie wollte auch nicht. Man konnte ja versuchen, wie lange er die Folter aushielt. Sie dachte schon wieder ganz kühl und sachlich. Eine grausame Lust, ihn quälen zu dürfen, ließ sie das, was Regisseur Karsten jetzt über das Manuskript sagte, beinahe überhören.

„Also, wenn ich bitten dürfte, meine Herrschaften!“ Karsten war etwas aufgeregt. Er war noch immer nicht ganz sicher, ob die Tuney ihm nicht noch im letzten Augenblick einen Strich durch die Rechnung machte.

Aber die Diva sah gar nicht darnach aus, als ob sie nur gescherzt hätte und verfolgte aufmerksam, wie der Operateur die Platte einstellte. Mit einem Lächeln tauchte ihr Blick in den Karstens, der zu fiebern schien.

Ein Requisiteur schmückte noch rasch den Raum mit Vasen, der Hilfsregisseur schrie nach einem Statisten, der nicht zu finden war, Tapezierer mit unhandlichen Leitern wälzten sich über die Bühne! Ein Dekorateur brachte Topfpflanzen, ein anderer Bilder, die er noch rasch an den Wänden placierte. Oben auf der Eisenkonstruktion des Ateliers schwebte der Elektrotechniker! Glocken bimmelten, Boten liefen hin und wider, eine Geschäftigkeit und Spannung ohnegleichen durchpulste den Raum.

Und mitten in all dieser Unruhe und rastlosen Tätigkeit stand Regisseur Karsten, als die personifizierte Ueberlegenheit, ganz in das Gefühl der Sicherheit gewiegt, daß nun nichts mehr fehlen könne, daß alle Fäden ohne Wirrnis in seinen Händen zusammenliefen und ein Fehlschlagen fast unmöglich war.

Plötzlich erhob er die Hand und gebot Ruhe. Mit einem Schlage kam Ordnung in das Chaos: Der Lärm verebbte, es wurde mit einem Male vollkommen still.

Nikolaus Dimitri hatte sich seit Tagen in das Manuskript versenkt, es war ihm geläufig. Marion Tuney hatte am Morgen während der Fahrt hierher einen Blick hineingeworfen. Gott! Es war immer dasselbe, der gleiche Tamtam! Uebrigens verließ sie sich ganz auf Karstens berühmtes Gehirn.

Der stand da, das Manuskript in der Hand, ganz Ruhe, ganz sicheres Fühlen, ein Mensch, bei dem in der Not jeder einzelne eine Rettung fand. Er hatte die Szenen besprochen und sie in seiner lebhaften Art interessant gemacht. Jeder wußte, worum es sich handelte, wie man sitzen, liegen, stehen und sich bewegen mußte.

Es konnte also losgehen. Der Operateur, welcher die Hand schon an die Kurbel gelegt hatte, bekam ein Zeichen. Die Aufnahme begann.

Karstens Hand lag unmerklich zitternd auf dem Manuskript. In dem großen Empfangszimmer, in welchem sich die Szene abspielte, stand Marion Tuney und wartete auf den Geliebten, den sie nach drei langen Jahren der Trennung wiedersehen sollte. Ein Starren! Staunen! Ein Moment der Verblüffung! Dann warf sie sich Dimitri, der eben eintrat, mit einem hellen Laut des Jubels an die Brust.

„Vorzüglich!“ Karsten rieb sich die Hände. Die Tuney übertraf sich diesmal selbst. Der Film würde eine Sensation werden. Er hatte keinen Zweifel mehr daran, daß auch die letzte Szene ebenso gut sein würde, wie die erste.

Nach zwei Stunden erklärte Marion, sie sei nun wirklich müde. Für heute wäre sie erledigt.

Karsten ließ nur noch die laufende Szene zu Ende spielen. Dann wurde Schluß gemacht.

Er küßte ihr im Ueberschwang der Gefühle die Hand und sagte Dimitri einige anerkennende Worte. Der Russe stand fahlweiß bis in die Mundwinkel. Seine Augen sprachen wie die eines geschlagenen Tieres, das man an sich lockte und nun mit einem Fußtritt wieder zurückstößt.

Marion frohlockte. Das war eben nur erst der Anfang. Mein lieber Niki! Man lieferte sich nicht umsonst der Rache einer Marion Tuney aus. — Wie er sie geküßt hatte. — Wie sein Blick an ihr hing, wenn sie mit ihm sprach. Grausam süß war diese Lust, ihn peinigen zu dürfen, bis zur Grenze des Wahnsinns.

Während sie ihm nun die Hände zum Abschied reichte, war sie wieder ganz lieblos spottende Gleichgültigkeit. „Wenn

ich Ihnen — als die erfahrene Kollegin — einen Rat geben darf; nehmen Sie es nicht so ernst mit Ihrer Rolle. Wer sich so sehr davon packen läßt wie Sie, dem versagen die Nerven vorzeitig. Es wäre doch schade, wenn wir nicht zusammen bis zu Ende spielen könnten."

Er mußte sich ein Auto nehmen, um nach Hause zu kommen. Seine gesamten Glieder streikten.

Bei den nächsten Aufnahmen, die sich um ein Zerwürfnis und ein Wiederversöhnen mit der Geliebten handelten, war Dimitri schon nach den ersten Szenen so außer sich, daß Karsten sich genötigt sah, eine längere Pause eintreten zu lassen. Einer der Hilfsregisseure brachte ihm ein Glas Wein. Nikolaus verschüttete einen Teil auf den Boden, so groß war das Zittern seiner Hände. Er mußte die Kiefer aufeinanderbeißen, um deren Zusammenschlagen zu meistern.

Frau Marion blieb ganz kühl und gelassen. Ein Mann mußte das fertig bringen, sich zu beherrschen. Nicht jeder würde so läppisch sein, ihr so sehr zu zeigen, wie ihn die Sache erregte.

Zwei Tage später gab es einen kleinen Aufruhr vor Dimitris Garderobe. Marion war eben im Begriff gewesen, heimzufahren und fragte nach der Ursache. „Herr Dimitri ist unpäßlich geworden" sagte Karsten, öffnete die Türe und wollte ihr den Vortritt lassen.

Sie wich zurück. „Verschonen Sie mich damit. Dergleichen sehe ich nicht gerne. Hoffentlich geht es bald vorüber."

Zu Hause überfiel sie für eine Minute bittere Reue. Es ging rasch abwärts mit seiner Kraft, viel rascher, als sie es erwartet hatte. Aber dann wurde sie wieder herzlos! Ihre milde Stimmung war ebenso schnell verflogen. Es lag eine Gewitterschwüle über dem Hause.

Dr. von Saar verspürte sie bis in die Abgeschlossenheit seiner Räume und nahm dort die Abendmahlzeit zu sich.

Das Dienstpersonal erschrak bei jedem Klingelzeichen. Erst als die Zofe meldete, die gnädige Frau wäre soeben eingeschlafen, wagte man wieder richtig zu atmen.

Aber die Ruhe dieser Nacht wurde jäh zerrissen: Gegen 12 Uhr heulte die große Dogge, welche nur bei Tag angekettet lag und nachts sich frei im Hause bewegen durfte, in wilden Tönen auf. Mit einem Satze nahm sie die Treppe zum Oberstock und stellte sich vor Marions Türe.

Kein Bitten und Zureden half, sie blieb störrisch und legte sich auf den roten Läufer, der den Korridor entlang lief.

Das Gekläff des Hundes, das Hin- und Herrennen des Personals und dessen halblautes Sprechen weckte Marion aus erstem Schlafe. Als sie hörte, worum es sich handelte, wurde sie fürchterlich erbost: Es wäre doch lächerlich, wenn man ein Tier nicht zur Raison bringen würde.

Sie überwand sich und ließ sich ein Kleid überwerfen. Als sie in die Diele trat, fletschte die Dogge die Zähne nach ihr, duckte plötzlich den Kopf zwischen die mächtigen Pfoten und gab keinen Laut mehr von sich.

Ein feiner, wimmernder Ton kam von irgendwo her, als ob ein Mensch sich bitterste Not vom Herzen weinen wollte.

Marion stand blaß und verstört. Die Dienerschaft fröstelte, dann wurde es still, so still, daß jedes glaubte, den Herzschlag des anderen vernehmen zu können.

Lange wartete man, ob sich das Gehörte nicht wiederholen würde. Es blieb vollkommen ruhig. Die Dogge legte den Kopf zur Seite und kroch demütig vor die Füße der Diva. Die Dienerschaft verlief sich.

Nur Marion und die Zofe standen unschlüssig auf der Schwelle. „Ahnen Sie, was das bedeuten soll, Siga?" Die schöne Frau zog das Mädchen mit sich ins Zimmer. „Legen Sie sich hier auf den Divan! Ich will nicht allein bleiben." Mit klappernden Zähnen kroch sie unter ihre Seidendecke und zog sie weit über das Gesicht. Ihr ganzer Körper bedeckte sich mit tropfenden Schweißperlen.

Frau Marion war abergläubisch wie ein Inder. Es starb jemand in dieser Stunde. Wie gräßlich das war! Wahrscheinlich jemand, der ihr nahe stand! — Ach Gott, wer stand ihr denn nahe? —

Sie hatte einmal gelesen, daß die Astralleiber der Toten sich dahin bewegen, wo sich jemand befände, den sie lieben. Wollte vielleicht ihr Mann bei ihr anklopfen?

Aber das war schon zwei Jahre her, daß er starb. Der kam nicht wieder! — Wenn es nur erst Morgen wäre. Die Stunden wurden zu Ewigkeiten. Gegen vier Uhr weckte sie die Zofe, die auch nur dösend schlief und verlangte eine doppelte Dosis Brom. Das bewirkte, daß sie in tiefes, schweres Träumen verfiel, aus dem sie erst am späten Vormittag erwachte.

Ihr erster Gang, als sie angekleidet war, führte zu dem Bruder hinüber. Er war der einzige, den die Unruhe der Nacht nicht im geringsten gestört hatte. Als Marion davon erzählte, lächelte er. „In deinen Jahren sollte man doch nicht mehr so kindhaft sein, mein Liebes!"

Sie setzte sich auf den Rand seines Stuhles und hing sich an seinen Arm. „Verstehst du dich aufs Planetenschlagen Udo?"

„Auf was?"

„Aufs Planetenschlagen."

„Aber Marion!"

„Gott, du interessierst dich doch für all das Zeug. Wenn du nicht willst, geh ich eben zu einem andern."

„Ja, tu das. Ich verstehe absolut nichts davon. — Was gibt es?" — Er wandte sich dem Diener zu, der unschlüssig unter der Türe stehen geblieben war.

„Gut Achenhausen wünscht dringend mit der gnädigen Frau zu sprechen."

Marion wurde blaß. „Etwas Unangenehmes?"

„Ich weiß nicht, gnädige Frau."

Dr. Udo folgte der Schwester ungesäumt nach deren Zimmer. Frau Christinens etwas laute, tiefe Stimme klang aus dem Apparat. „Erschrick nicht, Marion. Aber es ist besser, ich spreche mit dir selbst, als daß du es anderweitig erfährst. — Hella ist heute nacht aus dem Fenster ihres Zimmers gestürzt und hat eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen. Wir hielten sie erst für tot. Vor Stunden war sie für ein paar Minuten bei Besinnung. Nun ist sie wieder vollkommen bewußtlos. — Vielleicht kommst du! — Daß sie in guten Händen ist, brauch ich dir wohl nicht zu versichern."

„Gott, Christine! Das ist ja gräßlich. Erkläre mir nur das eine, wie es möglich war, daß sie aus dem Fenster stürzen konnte."

„Das vermag ich nicht zu sagen. — Wir fanden sie am Morgen unten im Garten liegen. — Ich muß jetzt wieder zu Hella! Telephoniere, wenn du kommst, dann schick ich den Wagen zur Station."

Frau Marion sah den Bruder ratlos an. „Verstehst du das?"

Er war aus seiner Ruhe gebracht und begann auf und ab zu gehen: „Stürzte ein Mädchen mit 18 Jahren aus dem Fenster, wenn es nicht selber wollte? — Das war es! — Ein Zufall! — Ein Selbstmordversuch. — Ein Selbstmordversuch! —"

Marion schrie auf und hielt sich beide Hände über die Ohren. „Schweig doch still!"

„Ich kann es auch sein lassen, darüber zu reden, wenn es dir unbequem ist."

„Gott! Warum denn? — Warum denn nur?"

„Ich weiß es nicht! — Vielleicht weißt du es."

„Nein."

„Möglicherweise hat sie sich vereinsamt gefühlt! Junge Mädchen in diesem Alter haben oft ein großes Anlehnungsbedürfnis! Wollen umsorgt sein. Du hättest dich mehr um sie kümmern sollen."

„Das ist der Höhepunkt, daß du mir Vorwürfe machst," schrillte die Diva auf. „Du — der du doch wahrscheinlich Schuld an allem bist!"

„Ich? — Erlaube, Marion."

Es war ein Zentnergewicht gewesen, das Marion Tuney in ihres Bruders Blut geschleudert hatte. Nun gab es Sturm. Sein Mund verschob sich in den Linien, in den Augen erlosch alles Spiel des Glänzens.

Sie schürzte den Mund etwas hoch, der an Blässe dem seinen nicht nachstand. „Ich kann mich ja auch täuschen, Udo! Es ist möglicherweise eine falsche Annahme von mir."

„Welche Annahme, bitte!"

„Daß Hella — dich liebt."

Er stand da, von maßlosem Staunen überfallen, unfähig, ein Wort zu sprechen. Marion hörte, wie er ein paarmal hintereinander schluckte, dann schüttelte er den Kopf: „Hella, mich lieben? — Mich? — Um meinetwillen soll sie sich aus dem Fenster gestürzt haben? — Nein!"

Die Diva klammerte sich an dieses Nein wie an einen Anker. „Ich sagte dir ja schon, Udo: ich kann mich irren!"

Er nahm seinen Gang durch das Zimmer schon wieder auf. „Hat sie je darüber eine Aeußerung gemacht?"

„Nein."

„Ich werde nach Achenhausen fahren."

„Es wäre sehr lieb von dir, Udo! — Ich kann vormittags nicht weg. Das Kind wird sich freuen."

„Es wird eher eine Aufregung für Hella."

„Immerhin! — Man muß sich doch um sie kümmern. Christine hat ohnedies keine allzu gute Meinung von mir. Ich bin eben doch nur die Stiefmutter."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kamera auf der Rundreise.

Von Carl Hoffmann.

Erst durch die Loslösung der Kamera vom rein Technischen kann ein Film in seinem künstlerischen Aufbau neuartig werden. Diese Lösung bedingt natürlich eine vollständige Beherrschung aller technischen Dinge. Wenn der Kameramann all das bei seiner Arbeit mechanisch leistet, was ihm seine Maschine, die Kamera, durch ihre Konstruktion ermöglicht, kann er sich der Lichtausgestaltung des Films widmen. Ein Kameramann muß meiner Meinung nach ein suchender Mensch sein, will er dem Publikum neue optische Eindrücke vermitteln. Es ist viel leichter, eine einheitliche Lichtstimmung zu erzielen, wenn der ganze Film im Atelier aufgenommen werden kann, als bei einem Film, der teils im Freien, teils im Atelier spielt.



Carl Hoffmann, ein Meister der Film-Kamera.

Gerade der neueste Ufa-Film „Manolescu" unter der Regie von Turjansky mit Iwan Mosjukin und Brigitte Helm in den Hauptrollen war nach dieser Richtung hin eine meiner interessantesten Aufgaben. Wechselten doch Atelieraufnahmen ständig mit Freiaufnahmen. Manolescu ist das Sinnbild des modernen Ahasver, der ruhelos von Ort zu Ort getrieben wird. Ich mußte mich mit meiner Kamera dieser europäischen Wanderung anschließen. Berlin, London, Paris, Nizza, Monte Carlo, Schweiz, das sind die Stationen dieses neuesten Ufa-Films, und all diese Orte wurden nicht im Atelier als Modelle errichtet und gedreht; sie mußten aus der natürlichen Landschaft her aufgenommen werden. Bei jedem Ort war die Stimmung des Erlebnisses mit der Lichtstimmung der Stadt in Einklang zu bringen, ohne daß irgendwie das Gebiet des Kulturfilms gestreift werden durfte. Die Landschaft hatte nur Umgebung für Manolescu zu sein, sie mußte also da sein, mußte gesehen werden und durfte doch nicht nur äußerlicher Eindruck bleiben. An sich bereitet eine Freiaufnahme keine Schwierigkeiten. Interessant und für einen nach wirksamen optischen Ausdrucksformen suchenden Kameramann lohnend wird die Aufgabe erst, wenn er das Bildhafte mehrerer Schauplätze erfassen, kontrastieren und sie dennoch einheitlich in den Rahmen eines Filmes fassen, aus einem Lichterlebnis heraus gestalten muß. Genau so wie bei der Handlung eines Films muß auch durch seine Photographie ein roter Faden gehen, die Lichtkontraste müssen sich harmonisch auseinander entwickeln, es dürfen keine Härten in dem Aufeinanderprall der Stimmungen der einzelnen Bilder entstehen. Besonders bei den Freiaufnahmen in der Schweiz waren in diesem Jahr große Schwierigkeiten zu überwinden. Wir drehten auf einem einsamen Bergkamm an einer verlassenen Waldhütte in 2500 Meter Höhe, das Thermometer zeigte 35 Grad Kälte. Es war so, daß unser Film oft durch die Kälte spröde wurde und beim Drehen brach oder, was noch schlimmer war, die Schicht riß, ohne daß man es gleich merkte. Das Einrollen einer neuen Filmrolle mußte in wenigen Sekunden erledigt sein, da sonst die Gefahr bestand, daß der Apparat einfror. Anschließend reisten wir in den Frühling nach Monte Carlo. In knapp zwei Tagen mußte man sich vom schärfsten Winter mit seinen völlig andersartigen Lichtverhältnissen auf einen strahlend schönen Frühling einstellen. Als weitere Arbeitsplätze folgten Paris bei Nacht mit seinen vielen Lichtern, seinen Lichtreklamen, London im Nebel und zuletzt Berlin. Alle diese Städte mit ihren verschiedenartigen Lichtäußerungen auf Straßen und Plätzen haben ihr besonderes Gepräge und mußten trotzdem aus einem Kameraerlebnis heraus gestaltet werden, nicht nur allein als Einzelausdruck, sondern im Zusammenraffen aller Ausdrucksmöglichkeiten des Spiels und nicht zuletzt der Kamera.

Film und Anekdote.

Die Gattin eines bekannten Berliner Weinhändlers lernte in einer Gesellschaft Harry Liedtke kennen.

„Reizend", sagte sie, „daß ich Sie einmal kennenlerne, Herr Liedtke. Würden Sie es sehr unschicklich finden, wenn ich Sie bitten würde, mir für meine Autogrammsammlung ein paar Worte aufzuschreiben?"

„Aber durchaus nicht, gnädige Frau", erwiderte Harry lächelnd.

Er schrieb rasch mit seinem Füllfederhalter etwas auf ein Blatt Papier und reichte es der Dame.

Diese las zuerst erstaunt, dann mit einem Lächeln:

„Von Frau K. zwanzig Flaschen besten rheinischen Weißweins erhalten zu haben, bestätigt dankend Harry Liedtke."

*

Der Regisseur George Hill trifft Lon Chaney und begrüßt ihn freundschaftlich: „Hallo, du alter Pferdedieb!"

„Sei vorsichtig", meint Chaney besorgt, „du könntest das mal zu jemandem sagen, der keiner ist, und das würde dir Unannehmlichkeiten eintragen!"

*

Edward Nugent, ein amerikanischer Komiker, pfeift mit besonderem Vergnügen — allerdings mehr laut als schön. Gegenüber von seiner Wohnung ist ein Neubau. Nugent steht am offenen Fenster und pfeift. Da klopft es, und der Polier des Neubaus tritt ins Zimmer:

„Würden Sie so gut sein und mit dem Pfeifen aufhören?" bittet er höflich.

„Warum? Gefällt es Ihnen nicht?"

„Nein, darum handelt es sich nicht, aber meine Leute denken immer, es ist das Zeichen für die Frühstückspause und hören zu arbeiten auf."

*

Kay Johnson, ein New-Yorker Bühnenstar, Trägerin der weiblichen Rolle in Cecil B. de Milles Bergwerksfilm „Dynamit", sieht zufällig während der Aufnahme auf und entdeckt gerade über ihrem Kopf schwebend eine riesige Lampe.

„Ich hoffe, das Ding wird nicht herunterfallen", wendet sie sich mit allen Zeichen der Angst an einen Beleuchter, der grinsend dasteht.

„Ich hoffe auch", sagt der ruhig, „ich habe sie nämlich vorhin erst in Ordnung gebracht."

*

Als mit den Aufnahmen für den Metro-Goldwyn-Mayer-Film „Donner" begonnen wurde, in dem Lon Chaney die Hauptrolle spielt, beschrieb ein Eisenbahn-Fachmann einen Güterwagen und sprach dabei von „Kabuse". „Was ist Kabuse?" wurde der Kameramann des Films gefragt. — „Ich weiß nicht", meinte dieser achselzuckend, „aber ich glaube, es ist die Rolle, die Chaney spielen wird."

Erinnerungen.

Von Fritz Kortner.

Es war einmal — so fangen alle Märchen an — ein Lausbub, der hieß Fritz. Die Eltern, Lehrer und die Onkels und die Tanten schüttelten die weisen Köpfe über Fritz. „Ob aus dem Jungen je was Rechtes wird?" Seufzend saß das Mütterchen an seinem Nähtisch, und manche Träne rann heimlich über ihre Wangen, wenn wieder einmal, schon das viertemal in diesem Monat, die Post einen Schulverweis wegen irgendeines Dummejungenstreiches ins Haus gebracht hatte. „Oh — dieser Lausbub — dieser Fritz!" Und dieser Lausbub, dieser Fritz war ich. Wenn ich heute dann und wann mit einem Schulfreund längst vergangener Tage bei einer Flasche Rotspon an die Zeiten, an die Streiche, an die Lehrer, Tanten und an deren weise Reden denke, werden alte Bilder wieder lebendig, plastisch erstehen die Figuren meiner schönen Jugendzeit wieder, und Erinnerungen ohne Ende — ohne Ende werden wach. Da glühen die Wangen und leuchten die Augen wie einst bei Ausführung der Streiche. Wir haben damals gerauft und geboxt, gar mancher Riß in der Werktagshose, gar manche Beule und manche Schramme legten Zeugnis ab für den Mut und den Ernst solcher Jungenkämpfe.

Und meinen Sie, daß das nun endgültig vorbei sei? Da täuschen Sie sich. Bislang habe ich täglich wohl zehnmal gerauft und zehnmal geboxt, und zwar nicht weniger „echt“ als einst. Untertags war ich unter Maurice Tourneurs Meisterregie der Kapitän einer Schmugglerbarke. Selbst, als rauher „Seebär“ und Schmugglerkapitän, nicht gerade zart besaitet, hatte ich eine Meuterei meiner noch weniger zart veranlagten Schiffsbesatzung — wörtlich genommen — niederzuschlagen. Es handelte sich darum, „wirklichkeitsnah“ die Besatzung vom „Schiff der verlorenen Menschen“, einem Großfilm der neuen Meßtro-Produktion, in Schach zu halten, und da hab' ich gar manches Mal gerauft und geboxt wie einst in meiner Jugendzeit, und mehr und schärfer als allabendlich im Theater in der Königgrätzer Straße mit Hans Albers bei den Aufführungen von „Rivalen“. Jugenderinnerungen haben diese „fights“ mir „plastisch“ — denn ich habe heute noch manche Beule — zurückgerufen. Eigentlich genau so wie vor 15 Jahren, als ich — doch nein, da war ich eigentlich in noch viel größeren Gefahren, als Sensationsdarsteller unter Harry Piel. Harry Piel war mein erster Regisseur. Jugendlich schlank war ich damals — ja, 15 Jahre sind eine lange Zeit — die geistige und körperliche Elastizität habe ich mir erhalten, die „schlanke Linie“ aber, die ist unwiderruflich dahin.

„In diesem Hause befindet sich ein Maschinengewehr.“

Nachdem Estella Taylor, die scharmante Gattin des Exweltmeisters Jack Dempsey, wieder ein Filmengagement angenommen hatte, bezog sie ein neues Bungalow, das ganz weit draußen in den Bergen hinter Beverly Hills lag. Das Haus war nur auf ein Jahr von einer Familie gemietet, die inzwischen eine Weltreise unternahm. Estella fand es erst reizend, in der Einsamkeit zu wohnen, aber als Jack nach New York reisen mußte, um als Richter in einer Schiedssache tätig zu sein, langweilte sie sich in dem Hause. Zwei Tage nach Jacks Abreise wurde ganz Hollywood von dem sensationellen Ueberfall einer Räuberbande auf ein einsames Landhaus überrascht, dessen Bewohner zum Zweck der Erpressung verschleppt worden waren.

Estella war einer Ohnmacht nahe, als ihr die Dienstboten erklärten, nicht länger in einer so unsicheren Gegend bleiben zu wollen und sich sofort nach Los Angeles auf den Weg zu machen. Sie stürzte an das Telephon, erreichte ihren Gatten in seinem New-Yorker Hotel und erzählte ihm den Vorgang: „Jack, Darling, sage mir, was ich machen soll!“

„Ruhig, Honey“, antwortete Jack auf der anderen Seite der telephonischen Verbindung, „ich werde dir morgen zwei Detektive aus Los Angeles zu deinem Schutz bestellen.“

„Und heute nacht?“

„Ach, da schreibe doch einfach an das Gartentor: In diesem Hause befindet sich ein Maschinengewehr!“

Aus aller Welt.

Kokainisten. Der Fall der Schauspielerin Maria Orska hat in der letzten Zeit überall viel von sich reden gemacht. Eine hochbegabte Künstlerin kämpft mit verzweifelten Kräften als Opfer des Rauschgiftes gegen ihren seelischen und körperlichen Niedergang. Leider hat sie bisher nicht die Willenskraft besessen, sich einer andauernden Hypnose-Behandlung zu unterziehen, und doch ist die Hypnose vielleicht das einzige auf die Dauer wirksame Heilmittel. Durch das Hypnophon, eine aufsehenerregende Neuerfindung, ist es gelungen, die Patienten auf maschinellem Wege einer akustisch-optischen Nachsuggestion, die sehr heilsam sein soll, zu unterziehen. Die neueste Nummer des Illustrierten Blattes (Nr. 44) bringt einen ausführlichen Bildbericht über die verheerenden Wirkungen von Kokain und Morphium und ihre zum Teil schon sehr segensreiche Bekämpfung. Sehr interessant ist die Geschichte eines jungen Kokainisten, die wörtlich ausgeführt ist. In eine andere Welt des Verbrechens führt ein Aufsatz von Lenka von Koerber, der berühmten Fürsorgerin auf dem Gebiete des Strafgefangenenwesens. An Schriftproben zeigt sie, wie die Graphologie zu Rate gezogen werden kann, um über Hemmungen und angebliche Verstocktheit der Gefangenen Klarheit zu erlangen und ihnen durch neue und liebevolle Kenntnis ihres Wesens ihr Los zu erleichtern. Das Rätsel des Halsmann-Prozesses hält ganz Europa in Atem. Der Wiener Berichterstatter des Illustrierten Blattes bringt interessante Aufnahmen, die an Ort und Stelle aufgenommen worden sind. Da der Sommer zu Ende ist, werden die hübschen Badeanstalten auf den Flüssen jetzt abgebrochen. Freunde des Schachspiels wird ein Aufsatz über das Schachturnier interessieren. M. Bertina hat eine reizende Scherzseite über die Frankfurter Kochkunst-Ausstellung gezeichnet, und da die Wohnungsfrage heute im Brennpunkt des Interesses steht, wird ein Bilder-Aufsatz über „Die Wohnung für das Existenz-Minimum“ besonders interessieren. Zum Beginn der Saison sind wieder reichhaltige Aufnahmen aus dem Theaterleben zu finden, und ein lustiger Artikel über die Qualen des Autofahrens, sowie gute aktuelle Bilder vervollständigen die reichhaltige Nummer, die überall zu haben ist.

Fünf Jahre Deutsche Buch-Gemeinschaft. Wohl selten hat sich eine Organisation auf ihrem Arbeitsgebiet in so hohem Maße Verdienste um das Deutschtum im Auslande erworben, wie dies seitens der Deutschen Buch-Gemeinschaft der Fall ist. Stellten sich in den Jahren nach dem Kriege den Bücherfreunden in der Heimat bei der Schaffung einer eigenen Hausbibliothek nahezu unüberwindliche Hindernisse in Form ungerechtfertigt hoher Bücherpreise entgegen, so gilt dies in erhöhtem Maße von den im Ausland lebenden Volksgenossen, die fern von der Heimat kaum eine Möglichkeit haben, an der Entwicklung deutschen Geisteslebens Anteil zu nehmen. Wie sehnlich wünschte sich damals so mancher Pionier deutschen Volkstums, der sich in fernen Zonen der Erde von allem abgeschnitten sah, was ihm bisher Lebensinhalt bedeutete, wieder einmal ein gutes Buch lesen zu können, welches in ihm die alten schönen Bilder der Erinnerung neu aufleben ließ. Als sich damals Tausende von Bücherfreunden zur Deutschen Buch-Gemeinschaft zusammenschlossen, setzte nach wenigen Monaten eine Entwicklung ein, die man mit Recht als einen unerhörten Siegeslauf des deutschen Buches bezeichnen kann. Die wenigen Buchexemplare, Prospekte und Zeitschriften, welche von einzelnen Gründungsmitgliedern an liebe Freunde im Auslande gesandt wurden, riefen dort einen wahren Sturm der Begeisterung hervor. Hier wurde mit einmmal ein Weg gewiesen, ohne große finanzielle Opfer einen Bücherschatz zu erwerben, welcher dem Auswanderer in trüben und frohen Stunden eine heimliche Zwiesprache mit der lieben alten Heimat ermöglicht. Jeder dieser ersten Auslandsfreunde sah es als eine Ehrenpflicht an, alle ihm bekannten Volksgenossen an seiner Freude und an seinem inneren Erleben Anteil nehmen zu lassen; uneigennützige Helfer fanden sich, die bestrebt waren, die Kunde von dieser großen Kulturtat zu verbreiten und das wertvolle und dennoch billige deutsche Buch der Deutschen Buch-Gemeinschaft (Berlin SW. 68, Alte Jakobstraße 156/157) bis in die entlegenste Hütte zu tragen. Den Männern, die damals in unermüdlicher Arbeit an der Schaffung einer geistigen und seelischen Gemeinschaft aller deutschen Bücherfreunde im In- und Ausland wirkten, war es der schönste Lohn ihrer Mühe und ein Ansporn zugleich, als ihnen bald mit jedem aus Uebersee ankommenden Postschiff begeisterte und dankbare Zuschriften aus allen Teilen der Welt zugingen. Heute nach fünfjähriger Entwicklung kann die Deutsche Buch-Gemeinschaft mit berechtigtem Stolz auf das bisher Geleistete zurückblicken. 400 000 Mitglieder, davon allein 75 000 Auslandsfreunde, bilden heute eine wirkliche geistige Gemeinschaft, die als beachtenswerter Kulturfaktor betrachtet werden muß. Kann es für alle jene Auswanderer, für ihre Kinder und Kindeskinder etwas Schöneres geben als die inhaltlich schönen und auch äußerlich mit so hohem künstlerischen Geschmack ausgestatteten Bücher der Deutschen Buch-Gemeinschaft? In einer Reihe von ca. 400 Bänden steht den Mitgliedern dieser Organisation heute eine wertvolle Auslese edelsten deutschen Geistesgutes zur Verfügung. Eine eigene reich illustrierte Zeitschrift bringt immer wieder Unterhaltung und Belehrung und schafft durch Wort und Bild einen engen Zusammenhang zwischen allen Gliedern dieser großen Gemeinschaft.

Fröhliche Ecke.

Im Zweifel. Ein Geschäftsmann war so lange im wilden Westen gewesen, daß er alle europäischen Manieren verlernt hatte. Als er endlich wieder in seine Heimat zurückkam, speiste er mit einem Freunde zu Mittag. Er hieb tapfer auf das Essen ein, benutzte aber die ganze Zeit über nur das Messer. Erst am Schluß der Mahlzeit blickte er sich nach einer Gabel um und sagte:

„Der Kellner hat ganz vergessen, mir eine Gabel zu geben.“

„Das ist ja auch nicht notwendig, Sie benutzen ja keine Gabel.“

„Doch, jetzt brauch' ich eine, womit soll ich denn sonst in den Zähnen stochern?“

*

Aus dem Juristenexamen: „Welches ist die höchste Strafe für Bigamie, Herr Kandidat?“ „Die zwei Schwiegermütter!“

„Was ist zu einem gültigen Testament notwendig?“ „Ein Vermögen und ein Verstorbener!“

*

Begriffsverwirrung. Blau hat eine „bewegte“ Reise hinter sich. „Herr Admiral“, fragt er hauchend und matt den zweiten Schiffsoffizier, „ist das, was wir dort sehen, endlich Land?“ „Nein“, sagt der Schiffsoffizier, „es ist der Horizont!“ „Immerhin besser als gar nichts!“ flüstert Blau.